

Liebe Gemeinde,

der G-20-Gipfel ist vorbei, die Diskussion darüber noch lange nicht. Auch wir kommen nicht daran vorbei.

In der heutigen Predigt geht es darum, den G-20-Gipfel und die damit verbundenen Ereignisse aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Wir feiern Gottesdienst. Im Gottesdienst geht es – um es mit Worten Martin Luthers zu sagen – darum, dass unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort und wir umgekehrt mit ihm reden durch unser Gebet und Lobgesang. Das geht weit darüber hinaus, was in Parlamenten, in Politik-Talk-Shows, am Gartenzaun, in der S-Bahn oder an Stammtischen diskutiert wird.

Ich lade euch ein, mit mir zusammen den 75. Psalm zu lesen:

- (1) *Ein Psalm und Lied Asafs, vorzusingen, nach der Weise »Vertilge nicht«.*
- (2) *Wir danken dir, Gott, wir danken dir
und verkündigen deine Wunder, dass dein Name so nahe ist.*
- (3) *»Wenn meine Zeit gekommen ist, werde ich recht richten.*
- (4) *Die Erde mag wanken und alle, die darauf wohnen,
aber ich halte ihre Säulen fest.« Sela.*
- (5) *Ich sprach zu den Ruhmredigen: Rühmt euch nicht so!,
und zu den Frevlern: Brüstet euch nicht mit Macht!*
- (6) *Brüstet euch nicht so hoch mit eurer Macht,
redet nicht so halsstarrig!*
- (7) *Denn es kommt nicht vom Aufgang und nicht vom Niedergang,
nicht von der Wüste und nicht von den Bergen,*
- (8) *sondern Gott ist Richter,
der diesen erniedrigt und jenen erhöht.*
- (9) *Denn der HERR hat einen Becher in der Hand,
mit starkem Wein voll eingeschenkt.
Er schenkt daraus ein,
und die Frevler auf Erden müssen alle trinken und auch noch die Hefe schlürfen.*
- (10) *Ich aber will verkündigen ewiglich und lobsingen dem Gott Jakobs.*
- (11) *Und ich will alle Gewalt der Frevler zerbrechen,
dass die Gewalt des Gerechten erhöht werde.*

In Psalm 75 geht es um „Gewalt“. In Hamburg ging es auch um Gewalt. Wir alle kennen die Bilder.

Mich selbst haben die Bilder aus dem Hamburger Schanzenviertel in besonderer Weise berührt. Drei Jahre lang bin ich jeden Morgen auf meinem Weg zur Schule mit dem Fahrrad am „Neuen Pferdemarkt“ vorbeigekommen – also genau dort, wo am Freitag, den 7.7., Barrikaden gebrannt haben, Leute mit vermutlich wenig friedlichen Absichten auf Baugerüsten und Dächern standen, wo Scheiben eingeschlagen und Geschäfte geplündert wurden – auch von Leuten, die einfach mal Randalen wollten und diese günstige Gelegenheit beim Schopf ergriffen haben, wo Hundertschaften der Polizei aufliefen und Wasserwerfer vorfuhren. Ich war lange nicht mehr da, hab‘ den Ort des Geschehens aber sofort wiedererkannt, als die Bilder über die Mattscheibe liefen. Deshalb sind sie mir doppelt nahe gegangen.

Ich hab‘ mich auch an meine Schulzeit auf dem Gymnasium zurückerinnert, das ja nur ein paar hundert Meter vom „Tatort“ entfernt lag. 1979 bis 1982. Abi vor 35 Jahren – sieht man mir auch an, dass es schon etwas länger her ist.

„Gewalt“ war aber damals schon ein Thema. Besonders in den „Projektwochen“ meiner Schule. Da ging es immer um hochpolitische Themen: Atomkraftwerke, Atomraketen, den „Atom-Staat“ u.s.w. Ein damals oft gehörter Slogan: „Macht kaputt, was euch kaputt macht!“ „Gewalt gegen Sachen“ war jedenfalls auch damals für manche durchaus eine Option. Und für einige Mitschüler waren Polizisten mehr eine Sache und weniger eine Person. Die berühmte „rote Linie“, die man nicht überschreiten darf, war dann keine Gerade mehr, sondern verlief im Zick-Zack. Und wenn man nicht weiß, wo die „rote Linie“ verläuft, kann man in der konkreten Situation jedes Maß verlieren.

Und dann gab es noch die anderen Bilder – die bekannten Fotos von den Staats- und Regierungschefs, wie sie sich die Hände schütteln und umarmen, wie sie bei Gruppenfotos gemeinsam in die Kamera lächeln, wie sie in der Elbphilharmonie der Neunten Symphonie von Ludwig von Beethoven lauschen.

Viel friedlichere Bilder. Aber oft nichts als Fassade. Von wegen: „Alle Menschen werden Brüder.“ Da kann die Akustik in der Elbphilharmonie noch so gut sein, da kann sich der Chor der Hamburgischen Staatsoper die Seele aus dem Leib schreien – der G-20-Gipfel macht am nächsten Tag weiter, als wäre nichts gewesen.

Freier Handel statt Protektionismus. Aber: „Unfaire Handelspraktiken“ dürfen mit Hilfe „rechtmäßiger Handelsschutzinstrumente“ bekämpft werden. So heißt es in der Abschlusserklärung. Was immer das heißen soll. Wahrscheinlich entscheidet jeder selbst, wie er das verstehen will. Wahrscheinlich versteht es jeder so, wie es zu seinem eigenen Vorteil ist. Jedenfalls war von drohenden Handelskriegen die Rede.

Und dann der Klimaschutz, ein Thema von dem ebenfalls „alle Menschen“ betroffen sind: Man einigt sich darauf, dass man sich nicht einig ist.

Überhaupt war der G-20-Gipfel kein Philanthropen-Kongress, kein Treffen von Menschenfreunden. Es war ein Treffen von Machtpolitikern – darunter einige, deren Entscheidungen sehr viel Leid und Gewalt über Tausende von Menschen gebracht haben und immer noch bringen.

Hinterher wurde betont, dass man doch wenigstens miteinander geredet hat. Natürlich ist es gut, dass die Staats- und Regierungschefs sich bei ihren Sitzungen nicht mit Leuchtraketen, Molotow-Cocktails oder Steinen traktiert haben. Aber: Handelskriege sind auch Kriege. Und die Minimalforderungen des Klimaschutzes zu ignorieren heißt, Hungersnöte, Massenflucht und Kriege zu provozieren. Und wenn bei einem solchen Treffen nichts für den Frieden in der Welt und die Menschenrechte herauskommt, ist das eine moralische Bankrotterklärung.

In der Dreigroschenoper von Bert Brecht wird provozierend gefragt: „Was ist ein Dietrich gegen eine Aktie? Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ In den letzten Jahren mussten wir alle lernen, dass diese Fragen nicht ganz unberechtigt sind.

Aber wir müssen uns nicht den Kopf darüber zerbrechen, was schlimmer ist – der Bankraub oder ein wild gewordener Finanzmarkt, die Gewalt derer, die an den Schalthebeln der Macht sitzen oder die Gewalt der Straße. Beides ist Gewalt – auch wenn die Form der Gewaltanwendung nicht unterschiedlicher sein könnte. Beides ist inakzeptabel. Beidem muss entschieden begegnet werden.

Wir begegnen beidem entschieden, wenn wir den 75. Psalm beten. Er beginnt mit dem Dank an Gott: „*Wir danken dir, Gott, wir danken dir ...*“ Das ist uns vertraut.

Dann ist von Wundern die Rede und davon, dass Gott bzw. sein Name „*so nahe ist*“. „*Wir danken dir, Gott, wir danken dir und verkündigen deine Wunder, dass dein Name so nahe ist.*“ Das ist nicht ganz so einfach.

Mit Wundern ist das so eine Sache. Sie geschehen nicht alle Tage – und wenn schon mal ein Wunder geschieht, ist das nicht eindeutig bzw. eine Sache der Deutung. Was für die einen ein Wunder ist, ist für die anderen schlicht ein glücklicher Zufall. Und dass Gott uns „*so nahe ist*“ – das hört sich gut an, aber was heißt das im konkreten Fall?

In diesem Fall ist das allerdings klar. Denn Gott ergreift selbst das Wort: »*Wenn meine Zeit gekommen ist, werde ich recht richten. Die Erde mag wanken und alle, die darauf wohnen, aber ich halte ihre Säulen fest.*«

Dass Gott Wunder tut und dass er „*so nahe ist*“, heißt: Er hält die Welt, in der vieles Durcheinander geht, fest in seinen Händen. Und er wird, wenn die Zeit gekommen ist, „*recht richten*“.

In seiner „Wortmeldung“ geht Gott vermutlich auf eine Frage ein, die die Gläubigen schon immer gequält hat – die Frage, wann er endlich eingreift und für Gerechtigkeit sorgt. In der Offenbarung des Johannes wird diese Frage vielleicht am eindringlichsten gestellt – von denen, „*die umgebracht worden waren um des Wortes Gottes und um ihres Zeugnisses willen*“. Von ihnen heißt es: „*Und sie schrien mit großer Stimme: Herr, du Heiliger und Wahrhafter, wie lange richtest du nicht und rächst nicht unser Blut an denen, die auf der Erde wohnen?*“ (6,9-10). Nach Max Horkheimer, mit Theodor Adorno Mitbegründer der „Frankfurter Schule“, heißt an Gott zu glauben so viel wie zu hoffen, dass das „Unrecht nicht das letzte Wort sein möge“. Der Glaube an Gott ist die „Sehnsucht danach, dass der Mörder nicht über das unschuldige Opfer triumphieren möge“ (Max Horkheimer, *Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen*, 61f.).

Gott sagt: Ihr könnt euch auf mich verlassen. Die Sache wird mir nicht aus dem Ruder laufen. Zur gegebenen Zeit werde ich alle zur Verantwortung ziehen. Die Erde mag schwanken. Es mag drunter und drüber gehen. Ich habe alles im Griff. Ich werde „*recht richten*“, wenn „*meine Zeit gekommen ist*“.

Das macht Mut. Diese Zusage lässt Asaf, den Schreiber des Psalms, so mutig werden, dass er den Mächtigen und den Gewaltigen Dinge ins Gesicht sagt, die er sich sonst nicht trauen würde: „*Ich sprach zu den Ruhmredigen: Rühmt euch nicht so!, und zu den Frevlern: Brüstet euch nicht mit Macht! Brüstet euch nicht so hoch mit eurer Macht, redet nicht so halsstarrig!*“ „Hört auf, eure Macht zu demonstrieren. Stoppt eure markigen Sprüche. Lasst das Drohen und Schimpfen sein.“

Ob die Angesprochenen das ernst nehmen? Die Begründung, die Asaf seiner Aufforderung hinzufügt, soll ihnen jedenfalls zeigen, dass sie seine Worte in ihrem eigenen Interesse ernst nehmen sollten. Und den Gläubigen soll sie zeigen, dass sie sich auf Gottes Eingreifen verlassen können: „*Denn es kommt nicht vom Aufgang und nicht vom Niedergang, nicht von der Wüste und nicht von den Bergen, sondern Gott ist Richter, der diesen erniedrigt und jenen erhöht.*“ Das Gericht ist nicht weit weg – so wie der Sonnenaufgang oder der Sonnenuntergang hinter dem Horizont stattfindet oder so wie die Wüste und die Berge am „Ende der

Welt“ weit, sehr weit weg sind. „*Gott ist Richter*“. Ihn kann man nicht ignorieren. Mit ihm muss man rechnen – und damit, dass er den einen „*erniedrigt*“ und den anderen „*erhöht*“, also die Mächtigen abstürzen und die Ohnmächtigen aufsteigen lässt.

Damit das den Hörern und Betern des Psalms klar vor Augen steht, schildert Asaf das Gericht Gottes mit einem Bild. Gott hat einen Becher in der Hand und hat diesen Becher bis zum letzten Rand mit „*starkem Wein*“ gefüllt. Den müssen die Gottlosen austrinken – bis zum letzten Tropfen. Sie müssen sogar „*noch die Hefe schlürfen*“. Gemeint ist vermutlich: Im volltrunkenen Zustand sind sie wehrlos und werden vernichtend geschlagen. Das ist das Schicksal der Gottlosen – der Mächtigen und Gewaltigen.

Weil das so sicher ist wie das „Amen“ in der Kirche, kann und will Asaf das Gericht über die Gottlosen schon jetzt verkündigen und Jubellieder über Gott singen – über den Gott, der die „*Gewalt der Frevler*“ zerbricht und die „*Gewalt des Gerechten erhöht*“. „*Ich aber will verkündigen ewiglich und lobsingem dem Gott Jakobs. Und ich will alle Gewalt der Frevler zerbrechen, dass die Gewalt des Gerechten erhöht werde.*“

Dass Gott Richter ist, ist für viele Menschen – auch für manche Christen – eine angstmachende Vorstellung. Zu unrecht. Dass Gott richtet, ist eine gute Sache. Dass Gott am Ende der Zeiten das große Weltgericht halten wird, ist ein Grund, schon jetzt Loblieder über und für Gott zu singen.

Dass Gott richtet ist Zeichen seiner Liebe. In unserer Welt ist – im Kleinen und im Großen – vieles in heillosen Unordnung. Gottes heilvolle Ordnung ist nachhaltig gestört – und muss wiederhergestellt werden. Das geschieht durch das Gericht.

Hass, Ungerechtigkeit, Krieg und Ausbeutung der Schöpfung – all das wird überwunden. Nicht ohne Konfrontation mit dem geschehenem Unrecht und nicht ohne radikale Veränderungen und Trennungen. Schließlich soll nicht alles so bleiben wie es ist.

Und außerdem stellt das Gericht klar: Die Opfer von Unrecht und Gewalt sind nicht vergessen. Sie haben ihre Tränen nicht umsonst geweint. Ihnen wird endlich Recht gegeben.

Wir sehnen uns danach, „*dass Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; dass Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue.*“ (Ps.85,11-12). Gott ist Richter. Er herrscht. Er führt. Er rettet und befreit. Wir können darauf vertrauen, dass er die Dinge in Ordnung bringt. Wir können schon jetzt singen: „*Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott! Gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Völker. Wer sollte dich, Herr, nicht fürchten und deinen Namen nicht preisen? Denn du allein bist heilig! Ja, alle Völker werden kommen und anbeten vor dir, denn deine Urteile sind offenbar geworden.*“ (Offb.15,3-4).

Was hat das mit dem G-20-Gipfel und den Ausschreitungen im Schanzenviertel zu tun? Das mit der „Ode an die Freude“ war eigentlich keine schlechte Idee:

Alle Menschen werden Brüder ...
 Duldet muthig Millionen!
 Duldet für die bess're Welt!
 Droben überm Sternenzelt
 Wird ein großer Gott belohnen ...
 Unser Schuldbuch sey vernichtet!
 Ausgesöhnt die ganze Welt!

Brüder – überm Sternenzelt
 Richtet Gott – wie wir gerichtet ...
 Festen Muth in schwerem Leiden,
 Hülfe, wo die Unschuld weint,
 Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
 Wahrheit gegen Freund und Feind,
 Männerstolz vor Königsthronen, –
 Brüder, gält es Gut und Blut –
 Dem Verdienste seine Kronen,
 Untergang der Lügenbrut.

Das geht schon in die richtige Richtung. Noch besser wäre es allerdings gewesen, wenn Angela Merkel die Staats- und Regierungschefs hätte mitsingen lassen.

Und man hätte auch im Schanzenviertel singen können. Vielleicht nicht die „Ode an die Freude“. Besser vielleicht: „We shall overcome“ – dieses Lied, das die amerikanische Bürgerrechtsbewegung begleitet hat: „Eines Tages werden wir überwinden. Tief in meinem Herzen glaube ich: Wir werden eines Tages überwinden.“

Kein Singen nach dem spießigen Motto: „Gesang verschönt das Leben, Gesang erfreut das Herz.“ Singen als Zeichen der Hoffnung. Lieder sind „Vorspiele des ewigen Lebens“ – meinte Augustinus. Sie drücken eine Hoffnung aus, die wir mit Worten allein nicht aussprechen würden. In Liedern kann unser Mund mehr, als unser Herz schon kann. Manchmal schleifen Lieder unser müdes Herz hinter sich her und flößen ihm neue Hoffnung ein.

Hoffnungslosigkeit hat gute Gründe – und schwerwiegende Folgen. Wem täglich vor Augen steht, dass man in dieser Welt nicht leben kann, kann tatsächlich in dieser Welt nicht leben, lieben, arbeiten und kämpfen. Irgendwann schlägt es um in Resignation oder in Gewalt.

Fulbert Steffensky, der große Meister evangelischer Spiritualität, hat es so ausgedrückt: „Wir brauchen nicht nur Todesdaten ... Wir brauchen Lebensbilder ... Gegen die Wahrnehmung all dessen, was noch aussteht, was noch nicht gelungen ist und was ständig zerstört wird, versuchen wir die Gegensprache der Hoffnung ... Auf die Hoffnung ... können wir nicht verzichten, auch wenn die massenmörderischen Tendenzen der Weltpolitik sie uns kaum erlauben ... Auf Gott zu hoffen heißt ..., auf mehr zu hoffen als auf die eigenen Kräfte. Es ist die große Lebenserleichterung, nicht für die Welt einstehen und ihr Garant sein zu müssen. Ich vermute, wenn wir auf diese Weise an der Welt arbeiteten und an Gott glaubten, dann wäre unsere Arbeit in einem tiefen Sinn gewaltlos. Wir würden mit mehr Zeit rechnen, als wir selber haben. Wir würden die Welt nichts ins Heil peitschen müssen. Gott steht für das Ganze, nicht wir.“ (Steffensky, Wo der Glaube wohnen kann, 55.60).

Gott ist Richter. Er bringt die Dinge in Ordnung. Davon dürfen wir singen. Das dürfen wir glauben. So können wir leben und arbeiten. Das ist eine gute Nachricht für uns – und diese gute Nachricht sind wir unserer Gesellschaft schuldig.

Schließen möchte ich mit einem Gedicht von Kurt Marti. Es trägt den Titel: „Praktische Hoffnung“.

die hoffnung geht zu fuss
 die hoffnung strampelt auf dem rad
 die hoffnung fährt mit der bahn

die hoffnung guckt wolken nach
die hoffnung grüßt den mond
die hoffnung findet zeit

die hoffnung verteidigt igel und bäume
die hoffnung versteckt asylanten
die hoffnung kauft im drittweltladen ein

die hoffnung fällt und erhebt sich wieder
die hoffnung steigt über berge
die hoffnung durchschwimmt das meer

die hoffnung bleibt neugierig
die hoffnung entdeckt zusammenhänge
die hoffnung sucht verbündete

die hoffnung kann entbehren
die hoffnung weiß zu genießen
die hoffnung schürt das feuer der liebe

die hoffnung kann wütend werden
die hoffnung kann traurig sein
die hoffnung lacht subversiv

die hoffnung kämpft für das recht des anderen
die hoffnung feiert und tanzt
die hoffnung macht zärtlich

die hoffnung hat nichts
die hoffnung will alles
die hoffnung betet zu Gott

Großer und allmächtiger Gott,
manchmal ist es zum Verzweifeln.
Da wird uns alles zu viel.
Wir machen uns Sorgen um uns selbst
um unsere Lieben,
um die Zukunft unserer Welt.

Wir beten und rufen zu Dir.
Es ist die Hoffnung,
die Du in unser Herz gegeben hast,
die uns zu Dir rufen lässt!
Es ist Dein Wort,
dass uns mehr verheißt
als wir heute sehen!

Wir trauen Deinem Wort mehr
als unserer Erfahrung,
wenn wir zu Dir kommen
und beharrlich bitten,
dass Du erscheinst,
dass Du hilfst,
dass Du unsere Hoffnung ansiehst
und aus dem Funken,
der uns manchmal nur noch bleibt
ein neues Feuer schlägst.

Zu Deiner Ehre soll das geschehen
und zu unserem Heil.

Amen.